

FEUILLETON

Das Weihnachtsrätsel

Wer das Lösungswort findet, gewinnt den Besuch in einer Schatzkammer der Wissenschaft > Seite 16

VON ALEX RÜHLE

Das Alte Rathaus von Emmendingen, ein Barockgebäude, mitten auf dem Marktplatz der badischen Kleinstadt. Draußen die dezemberüblichen Weihnachtsbuden, aus einem Lautsprecher plärrt „Last Christmas“, während man hier oben unterm Dach im Deutschen Tagebucharchiv liest, wie Ingetraut Ruhneke Elvis hörte: „2. Juni 1958. Schon als ich aufwache, spüre ich die Wärme und ziehe die Bluse aus Amerika an. Höre auf BFN ‚For You At Home‘. Ich kann nur sagen toll! Als Elvis loslegt, bin ich hin. Radio auf volle Lautstärke, so lasse ich sein ‚Wear my ring around your neck‘ dröhnen. Ich bin dem Schreien nahe. Elvis!! Nachdem ich gegessen habe, geh ich Monatskarte holen. Wie sie mich alle angucken. Macht das das Kleid?“ Ingetraut Ruhneke ist zu dem Zeitpunkt, als sie ihr Tagebuch anfängt, 15 Jahre alt. Ihre schulischen Noten sind eher so mittel, aber wie sie selber schreibt: „Was macht das schon? Ich kaufe mir die Bravo und als ich sie dann in der Hand halte, wird ein unterdrücktes Jaulkonzert laut. Elvis ist auf der Rückseite. Ganz toll. Uhm, sweetie, mhm sugar, mhm, kiss me...“

Statt die Emmendinger Gegenwart da draußen über die Musik mit der Vergangenheit kurzzuschließen, könnte man genauso gut über Weihnachten gehen: Unten auf dem Marktplatz gibt es Crêpes, Mandeln und Punsch, hier oben in den Tagebüchern herrscht blanke Not. Mildred G. schenkt ihren Enkeln 1943 ein Heft, in dem sie in zitterdünnen Schrift dichtet: „Es wird sehr schmal auf den Weihnachtstischen / Wir konnten nichts mehr zu kaufen erwischen.“ Ungefähr zur selben Zeit wird der technische Zeichner und Ingenieur Ernst Rosenzweig in Bukarest halb verückt vor Schmerz. Seine Frau und seine beiden Kinder wurden deportiert. „Heute vor einer Woche ist der Winter eingezogen und es schneit ununterbrochen. Nachts wenn der Sturm vor meinem Fenster heult, möchte ich am liebsten meine armen Kinder mit meiner Seele zudecken.“

Nirgendwo finden Forscher so viele Ego-Dokumente wie im „Marbach für Normalsterbliche“

Hier lagert das kollektive Gedächtnis dieses Landes. Mehr als 20 000 Dokumente, davon knapp 16 000 Tagebücher und 3000 Briefsammlungen mit 185 000 Einzelbriefen. Bei anderen Archiven würden all diese Lebensmitschriften durchs Raster fallen, zu unbedeutend die Menschen, die sie geschrieben haben. Hier in Emmendingen ist es umgekehrt, sie nehmen am Deutschen Tagebucharchiv nichts von Prominenten, dafür alles von jedermann.

Die fünf kleinen Räume unterm Dach sind Schatzkammer, Wunder und Peinlichkeit in einem. Schatzkammer, weil hier kondensierter Alltag aus über zwei Jahrhunderten liegt, man findet zu nahezu jedem Stichwort haufenweise Material, Weltkrieg und Liebe, Einsamkeit und Tod, Musik und Hunger. Ein Wunder ist dieses Archiv, weil es seit über 20 Jahren auf unentgeltlicher ehrenamtlicher Arbeit basiert. Was zu der kulturpolitischen Peinlichkeit führt: Wie kann es sein, dass ein solcher Ort mit einer kulturhistorisch derart einzigartigen Sammlung immer noch nicht vom Land Baden-Württemberg oder vom Bund finanziell dauerhaft gefördert wird?

So würde es Marlene Kayen, die Leiterin des Archivs, nie formulieren. Die pensionierte Gesamtschulrektorin ist wahrlich nicht schüchtern. Das bodenständig rheinländische kommt immer wieder durch, wenn sie spricht, „da kriegt es ja am Apfel“, sagt sie, als es darum geht, dass sie hier mit geschenkten, ausgerangierten Computern arbeitet und mit einem selbstfinanzierten Server. Aber sie versucht doch unbedingt, sich darüber zu freuen, dass das Archiv Anfang dieses Jahres endlich als „Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung“ in das Denkmalbuch des Landes Baden-Württemberg eingetragen worden ist. Oder dass die Kulturstaaatsministerin Monika Grütters im vergangenen Sommer auf Besuch vorbeikam und ins Gästebuch schrieb: „Danke für diesen Einblick in großartiges bürgerschaftliches Engagement und deutsches Sozial- und Seelenleben.“

Schade nur, dass solch ein feuchter Händedruck in Schriftform genauso wenig Geld bringt wie das Kulturdenkmalsprädiat. Gerade mal eineinhalb Stellen hat das DTA. Die eine wird von Herrn Seitz bekleidet, einem ausnehmend freundlichen Mann, der gelernter Sozialarbeiter ist und zwischen durch Kaffee vorbeibringt. Und die Ethnologin Jutta Jäger-Schenk ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin angestellt, was aber bei der personellen Notlage in erster Linie bedeutet, dass sie sämtliche

Recherchanfragen managt. Die eigentliche Archivarbeit wird von etwa hundert Freiwilligen gestemmt, die meisten von ihnen Rentner, die die hier einströmenden Tagebücher lesen und transkribieren, zusammenfassen, verschlagworten und die Datenbankbögen ausfüllen.

Marlene Kayen wollte ursprünglich selbst nur die Briefe ihres verstorbenen Vaters hier abgeben. Der hatte sich über Jahrzehnte mit einem Dresdener Freund geschrieben, „Goethe, Garten und Familie“, wie es Kayen formuliert, „nichts Weltbewegendes, aber wunderschön, ich konnte das nicht wegwerfen.“ So stand sie hier eines Tages in der Tür – und die Ehrenamtliche,

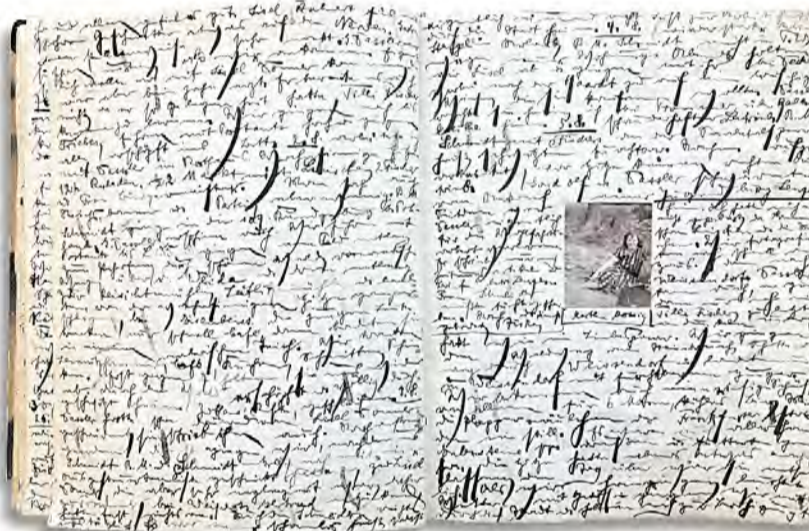
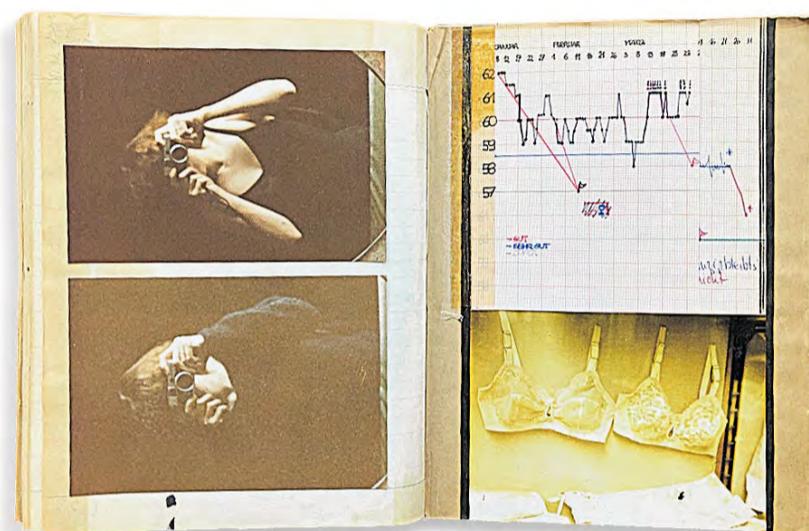


Es gibt im Tagebuch keine Regeln für Form und Inhalt. Der Ethnologe füllte seines auf Reisen durch Europa in den Fünfzigerjahren mit Fundstücken (li. o.). Der Historiker Georg Cramer füllte von 1905 bis 1950 45 Tagebücher (re. u.). Krieg und Liebe sind hier beide Geschichte.

FOTOS: DEUTSCHES TAGEBUCHARCHIV

Tief in der Seele

Das deutsche Tagebucharchiv ist Schatztruhe, kollektives Gedächtnis und riesiger Wissensspeicher



Hast Du schon einmal geküsst? Ich noch nicht. Sollen wir es einmal ausprobieren? Ich verspreche Dir auch, dass ich nicht lache.“

Eintrag im Tagebuch eines Mädchens im Jahr 1946

der sie das Ganze überreichte, fragte, ob sie nicht mitarbeiten wolle. Mittlerweile ist Marlene Kayen seit vier Jahren Vorsitzende des Archivs. Unbezahlt, vierzig Stunden die Woche. „Ich mach das gerne“, sagt sie, „aber zum einen bin ich nicht mehr 35. Zum anderen brauchen wir Profis, ach na ja“, sagt sie, und deutet auf das Meer an Tagebüchern, das sie für den Besuch ausbreitet hat, „lesen Sie erst mal weiter.“ Man

liest sich hier eigentlich in jedem einzelnen Dokument fest. Es ist jedes Mal, als würde man aus der Vogelperspektive dabei zuschauen, wie sich jemand durch sein verwickeltes Lebenslabyrinth tastet. Nach kurzer Zeit hat man meist eine leise Stimme im Ohr, der man immer weiter zuhören möchte, weil sie hier, im verborgenen Schutzraum dieser Seiten, so unverstellt wie möglich mit sich selbst spricht; versucht, sich einen Reim auf sich selbst zu machen. Und der Zeit, die unablässig durch uns durch ins Vergessen rieselt, so gut es geht ein kleines Sieb hindält.

In Notzeiten schreiben die Menschen mehr als in Tagen des Glücks, ja einige schreiben dann auf allem, was sie finden können: Es gibt das 65 Meter lange Morseband eines Funkers, der seinen Alltag im Ersten Weltkrieg mit Farbstiften festgehalten hat. Das Band sieht aus wie ein 70-Millimeter-Film, ein riesiger und zugleich winziger Fries aus vorbeimarschierenden Landsern, Panzern, explodierenden Erdlöchern. Es gibt ein Tagebuch aus Zigarettenpapieren, die ein Soldat an der Ostfront 1944/45 gegen seine Tabakrationen tauschte. Eine Osterkarte aus Birkenrinde, ebenfalls von der Ostfront, kurz danach ist der Soldat verschollen. 59 großformatige Schulhefte von einem Lehrer aus dem schweizerischen St. Gallen, Mitschrift eines ganzen Lebens und mit 72 der Satz: „Das Leben ist nun wie das Ausrollen eines Flugzeugs nach der Landung.“

Man sitzt 1902 auf dem Pferd eines 29-jährigen Frankfurter Kaufmanns, der versucht, im Schneetreiben über die Anden zum Pazifik zu kommen, oder kann dabei zusehen, wie sich Elvira Schwarz erstmals verliebt, als sie 1946 ihrem Tagebuch ihren ersten, nie abgeschickten Liebesbrief anvertraut: „Lieber Hugo, die ganze Woche versuchte ich, Dir ein Briefchen in

den Schulranzen zu stecken. Doch die Gertrud, die neben Dir sitzt, hat immer aufgepasst, blöde Kuh. Ich denke Tag und Nacht an Dich. Hast Du schon einmal geküsst? Ich noch nicht. Sollen wir es einmal ausprobieren? Ich verspreche Dir auch, dass ich nicht lache.“ 1984 vermerkt sie: „Die vier Kinder sind alle ausgezogen. Dirk und ich sind alleine mit dem Schrott, der übrig geblieben ist von unserer Familie.“ Und vier Jahre später: „Die Scheidung ist rechtskräftig. 32 Jahre Ehe, weggeblasen wie ein Hauch.“

Es ist für Hinterbliebene oft ein großer Trost, die Erinnerungen oder Tagebücher ihrer Verstorbenen hier aufgehoben zu wissen. Selbst aufbewahren will man es nicht. Aber sollen alle die intimen Erinnerungen am Ende nur Müll gewesen sein und tatsächlich im Abfall landen? Soll man es auf dem Flohmarkt blind in die Masse werfen? Kayen spricht mehrfach davon, wie glücklich oder erleichtert Leute waren, als sie hier Dokumente abgaben und wussten: Jetzt bleibt es erhalten.

Die Briefe von der Front zeigen einmal mehr, dass Soldaten über den Holocaust Bescheid wussten

Kulturgeschichtlich wertvoll ist das Archiv natürlich aus anderen Gründen: Es dokumentiert Geschichte von unten, aus dem Alltag des Einzelnen. Sprachgewohnheiten prägen sich durch, man kann durch die Dekaden des 20. Jahrhunderts flanieren und merken, wie beispielsweise plötzlich, in den Achtzigern, der Innerlichkeits-sound aus vielen der Texte spricht, als mutierte die ganze BRD zu einem großen Stuhlkreis.

Man kann sich auch nach Stichworten durch die Jahrzehnte lesen. Der Göttinger

Jurastudent Felix Hecht sitzt im Sommer 1902 gerade über seinen Büchern, als zwei Kommilitonen an der Tür klopfen. „Sie kämen um mich zu einer Kneipe ihrer Verbindung einzuladen. Ich sagte ‚Entschuldigen Sie, ich bin Jude. Halten Sie Ihre Einladung dann auch noch aufrecht?‘ Darauf große Verlegenheit der beiden, die mich köstlich amüsierte, worauf der eine Entschuldigungen stotterte, und daß es nicht mit den Prinzipien der Verbindung sich verträge. Nicht, als ob mir was daran liegt, in einer roten oder weißen Mütze herumzulaufen. Aber mich kränkt es, daß gebildete, denkende Menschen so verrückt sind.“

40 Jahre später, im Herbst 1942, schreibt der Soldat Wilhelm B. in einem seiner Feldpostbriefe aus Kiew: „Juden wer-

den hier am laufenden Band erschossen. In dieser Woche war es gnädig, nur 2000 Stück. Alles nur weil sie Ukrainer ermordet haben. Mutter hat mir auch geschrieben, dass Franz verwundet ist. Hoffentlich trägt er nichts davon.“ Die Briefe dieses Soldaten, die nur so strotzen von höhnischen Hinrichtungsschilderungen, hatte sein Neffe im Archiv abgeliefert, als einen Beleg mehr dafür, dass die Wehrmachtsoldaten über den Holocaust Bescheid wussten.

Rund 200 Forschungsanfragen gehen mittlerweile pro Jahr im DTA ein. Historiker und Soziologen, Kulturwissenschaftler und Germanisten lesen sich quer durch die Bestände. In einem der Nebenräume sitzt Stefanie Siess aus Heidelberg, die an der Pariser Sorbonne ihre Geschichtspromotion schreibt. Sie hat schon ihre Masterarbeit im Archiv gemacht zu deutschen Besatzern in Frankreich. In der Doktorarbeit geht es nun um soziale Repräsentation, wie ändern sich nach dem Krieg Selbst- und Fremdbilder, wenn die Rollen wechseln? „So konzentriert wie hier finde ich Ego-Dokumente sonst nirgends“, sagt sie.

Ein Eintrag spät im Leben: „Ich frage mich oft, warum ich immer noch so gern lebe.“

Auf der Fensterbank hinter Siess stehen lauter Bücher, die aus den Dokumenten des Archivs erwachsen sind oder sich in großen Teilen darauf stützen. „Ein Marbach für Normalsterbliche“, nennt die Autorin Lisbeth Exner das Archiv. Gemeinsam mit ihrem Mann, dem ehemaligen Hörspielchef des Bayerischen Rundfunks, Herbert Kapfer, sichtet sie 240 Tagebücher aus der Zeit zwischen 1914 und 1918. Die daraus kunstvoll montierte „Verborgene Chronik“ (Galiani) ist ein kollektives Tagebuch des Ersten Weltkriegs, Gefreite, und Offiziere, Feldpfarrer, Witwen, Gefangene, ein mächtiger Stimmenchor, ähnlich Kempowskis „Echolot“. In der taz wurden die 1200 Seiten als „Jahrhundertwerk der Mentalitätsforschung“ gefeiert.

Exner ist am Telefon voll des Lobs für die Archivare, die ihr kistenweise Dokumentkopien nach München schickten, „ich hatte den Weltkrieg bei mir im Wohnzimmer“, sagt sie. Das Problem aber ist, dass all die Freiwilligen, die das Material aufbereiten, keine ausgebildeten Archivare sind. „Die verschiedenen Transkriptionen sind auf sehr unterschiedlichem Niveau“, so Exner. Für wissenschaftliche Editionen wären standardisierte Transkriptionen nötig.

Marlene Kayen weiß nur zu gut um das Problem. Sie versucht nun seit vier Jahren, das Archiv zu professionalisieren. Aber wie soll das gehen, wenn man sich großteils durch die Beiträge der knapp 600 Vereinsmitglieder finanziert? Es gibt vereinzelte Spender und Sponsoren, die Stadt Emmendingen zahlt 10 000 Euro im Jahr, aber das reicht hinten und vorne nicht. „Drei Stellen müssten her“, so Kayen, „eine Archivarin, ein Medienwissenschaftler und jemand für die Digitalisierung.“ Ein fast schon grotesk bescheidener Weihnachtswunsch, wenn man bedenkt, dass die Kulturstaaatsministerin im Jahr 1,9 Milliarden Euro zur Verfügung hat.

Aber zum Schluss, weil ja Weihnachten ist, noch was Schönes, Evamaria Strunk, Jahrgang 1928, die zu den Gründungsmitgliedern des Archivs zählt, und im Januar 2017 schreibt: „Mit dem Altwerden ist esso wie beim Apfel, man wird reif und aromatischer!“ Fünf Monate später, am 8. Juni 2017: „Ich lasse eine Seite offen, für einen besonderen Einstieg ins 19. Tagebuch, das ja wohl endgültig das letzte sein wird – schon ein komisches Gefühl, so alt zu sein, ohne eigentlich das Alter als Last zu empfinden. Ich frage mich oft, warum ich immer noch so gern lebe.“

GOLDEN GLOBE NOMINIERUNG
BESTER FILMSONG - BEAUTIFUL GHOSTS

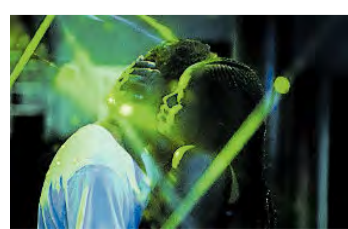
DAS KINO-MUSICAL DES JAHRES

JAMES CORDEN JUDI DENCH JASON DERULO IDRIS ELBA JENNIFER HUDSON
IAN MCKELLEN TAYLOR SWIFT REBEL WILSON FRANCISCA HAYWARD

CATS

VON REGISSEUR TOM HOOPER
BASIEREND AUF DEM LEGENDÄREN ANDREW LLOYD WEBBER
T. S. ELIOT MUSICAL

JETZT IM KINO



Der Film „Atlantique“ erzählt, wie in Afrika Beziehungen zerbrechen, wenn Partner nach Europa fliehen > Seite 12

Gespensische Liebe

FOTO: NETFLIX

Unverhofftes Wiedersehen

Urbane Weltliteratur aus der Provinz: Kalendergeschichten, Gedichte, Predigten und Briefe von Johann Peter Hebel > Seite 14